

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Man kann sich also denken, daß Abbe Montmoulin nicht sehr erfreut war ob des plötzlichen Erscheinens gerade dieses Mannes und der unheimliche Blick, den derselbe aus seinen lieberlichen Augen auf das Geld richtete, erschreckte den Priester nahezu. Denn es fuhr ihm durch den Sinn, daß er sich in dem weitläufigen Klostergebäude mit diesem Menschen, an dessen Hand Blut klebte, wahr-scheinlich mutterseelenallein befinde, und ob ein Schrei um Hilfe in den nächsten Häusern gehört würde, war immerhin zweifelhaft. Unwillkürlich sprang er auf, stellte sich zwischen das Geld und den Rüster und setzte den Stuhl vor sich, um wenigstens ein Mittel der Verteidigung zu haben, und sagte nochmals: „Das Geld gehört nicht mir, es ist Sammel-geld des St. Josephs-Vereins und für den Bau des neuen Krankenhauses be-stimmt. Madame Blanchard wird es morgen oder übermorgen holen.“

Ein spöttisches Lächeln spielte um den Mund Losers, der den Gedanken des Geistlichen wohl erriet. „O“, sagte er dann, „Ew. Hochwürden brauchen nicht zu erschrecken. Ich werde Sie nicht für einen dieser „Preußen“ halten, denen ich das Lebenslicht ausblies — das war im Kriege und fürs Vaterland! Im Frie-den bin ich der harmloseste Kerl der Welt und könnte keiner Raube den Garauß machen — auf Ehre! Und da dieses Geld den Armen und Kranken gehört, so wäre es gegen mein Gewissen, Sie auch nur um einen Sou davon zu bitten. Sie meinen wohl gar, es könnte mir einfallen, einen dieser schönen farbi-gen Bankenscheine — es sind, so wahr ich Artur Loser heiße, Hundertfranken-scheine! — zu eskamotieren oder mit Gewalt an mich zu nehmen? Psui, Herr Pfarrer! Ich sollte Ihnen eigentlich ob dieses freventlichen Urteils im Ernste zürnen! Aber das kommt von Ihrer grundsalfchen Meinung, daß nur die „Frommen“ ehrliche Menschen seien. Gewiß, Herr Abbe, zu den „Frommen“ gehöre ich freilich nicht und ich habe diese 20 oder 25 Jahre weder gebeichtet noch kommuniziert und ich werde es auch jezt nicht tun, trotz der wunderschönen Pre-digt, die Ew. Hochwürden heute über das Beichten hielten — aber ein ehrlicher Kerl ist deshalb der Artur Loser doch!“

Bei diesen im Brusttone der Entrüstung gesprochenen Schlußworten legte der Rü-ster theatralisch die Hand aufs Herz, und während er so von Tugend deflamierte, hatte sein findiger Geist schon in ziemlich klaren Zügen einen Plan entworfen, der mit seinen Worten schnurstraks im Wi-derspruche stand.

Der Geistliche dachte aber augenblicklich als Seelsorger nur daran, wie er den Mann zu seiner Christenpflicht zurük-führen könne, und sagte: Lieber Loser, es tut mir leid, wenn ich Euch in Gedanken vielleicht zu hart beurteilte; aber sagt nur selber, wie kann man denn von ei-nem Menschen Gutes denken, der so seine heiligsten Pflichten gegen Gott und seine unsterbliche Seele zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vernachlässigt? Qui sibi nequam, cui bonus? d. h. wer gegen sich selber frevelt, wem soll der gut sein?“

„Ach, lieber Herr Abbe, ich meine, Sie haben heute genug gepredigt! Gott!? Ist es denn so ausgemacht, daß es einen Gott gibt? und daß er sich um uns kleine Menschlein bekümmert, wenn es einen gibt? Unsterbliche Seele! Die Meinung, daß es ein solches Ding in unserem Leibe gebe, ist heutzutage von der Wissenschaft längst aufgegeben. Aber, lieber Herr Abbe, ich bin nicht hergekommen, um mit Ew. Hochwürden über solche Dinge zu streiten. Sie müssen ja natürlich einen Gott und eine unsterbliche Seele haben — Sie haben das notwendig für Ihr — Geschäft —“

„Loser, Ihr vergeßt Euch!“ rief Abbe Montmoulin, mit Mühe den gerechten Unwillen über diese gottlosen Worte des frechen Menschen niederkämpfend. „Was wünscht Ihr eigentlich?“

„Ja so — ob des Anblicks des großen Kirchen- und Armenhauses da habe ich mein Anliegen ganz vergessen“, sagte Loser. „Ich wünsche Urlaub bis nächsten Samstag. Die Woche über können Sie mich ja wohl entbehren. Ich möchte nach Marseille, wo mir ein guter Freund Hoffnung auf eine für mich passendere Stellung macht, als es die Rüsterei ist. Wo habe ich nur den Brief —“ und da- bei suchte er in seinen Taschen.

„O, ich brauche ihn garnicht zu sehen, Loser“, entgegnete der Pfarrer dem Rüster, der seine Taschen durchsuchte.

„Gehet nach Marseille, und möget Ihr dort finden, was Ihr sucht! Die Frühglocke will ich schon selber läuten; ich bin doch meist früher auf als Ihr. Die alte Susanne mag die Kirche öffnen und schließen; legt die Schlüssel auf den Küchentisch. Wann wollt Ihr fort?“

„Heute abend. Ich kann den Nachtzug von Nir leicht erreichen. Ich danke für die gütige Erlaubnis. Und nun möchte ich noch, da ich sehe, daß Ew. Hochwürden so gut bei Kasse sind, Sie um eine kleine Anleihe von — nun, eine Bagatelle! — von 100 Franken bitten — eine einzige der vielen Banknoten dort.“

„Ich habe Euch schon gesagt, daß das Geld nicht mir gehört. Aber selbst wenn es mein eigen wäre, würde es gegen meine Grundsätze sein, Euch Geld zu leihen.“

„Weil Sie mich für einen Schuft halten —“

„Weil es gegen meine Grundsätze ist, und damit basta. Wenn Euch mit einem kleinen Geschenk aus meiner mageren Börse gedient ist —“, sagte der Pfarrer und reichte dem Rüster, um den Menschen los zu werden, ein Fünffrankenstück.

„Ich nehme es als wohlverdienten Lohn“, sagte Loser, das Geldstück in seine Tasche schiebend. „Als Almosen würde ich es mir verbitten; denn Artur Loser ist kein Bettler. Ich werde übrigens bald aus meiner kleinen Geldverlegenheiten heraus sein. Ich erwarte eine Erbschaft: eine Tante in Lothringen — sehr reich! — ist gestorben, und so empfehle ich mich dem Herrn Abbe!“ Er verbeugte sich steif, schoß noch einmal einen gierigen Blick nach dem Gelde auf dem Tische und verschwand durch die Türe.

„Gott sei Dank, daß der unheimliche Mensch fort ist!“ atmete Abbe Montmoulin erleichtert auf. „Ich bin eigentlich in der Seele froh, daß er heute abend noch verreist. Es wäre fast gewagt, mit ihm allein in diesem Kloster die Nacht zuzubringen, nachdem er einmal erfahren hat, daß ich soviel Geld in meinem Schreibpulte habe. Möge es mir der Himmel verzeihen, wenn es ein freventliches Urteil ist; aber ich traue nun einmal diesem Menschen nicht! Er wäre am Ende im Stande, zum Scheine fortzugehen und in der Nacht heimlich zurückzukehren; — ich sollte doch lieber das Geld zum Bürgermeister tragen. Das wäre vielleicht zudem eine willkommene Gelegenheit, mit dem Herrn, der mir immer nur feindselig gegenübertrat, in ein

freundschaftlicheres Verhältnis zu kommen.“

Während Abbe Montmoulin diese Gedanken durch den Kopf gingen, legte er die Summe, sie rasch nochmals überzählend, in eines seiner großen, weiß und rot karierten Taschentücher und barg dieselbe einstweilen in seinem Schreibpulte. Als er just den Schlüssel abziehen wollte, hörte er eine fröhliche Knabenstimme, und ein Blick durch das offene Fenster belehrte ihn, daß seine gute alte Mutter mit den beiden Kindern seiner Schwester eben den Hof durchschritt.

„Mutter, Mutter! seid Ihr es in der Tat?“ rief er, und helle Freude leuchtete aus seinem Auge.

„Wie du siehst, Francois, und ich hoffe, dich gesund und glücklich zu finden“, schallte es herauf; auch die Kinder riefen ihre Grüße. Aber schon eilte der Pfarrer, die Türe seines Zimmers hinter sich offen lassend, durch den langen, dunkeln Korridor der Treppe zu, die auf den Kreuzgang mündete, und traf den lieben Besuch gerade unter dem Schwibbogen vor der ehemaligen Klausurtüre. Da umarmte und küßte er die Mutter voll kindlicher Liebe; dann zog er sie aus dem dunkeln Durchgang in das helle Licht des offenen Kreuzganges und schaute ihr in das freundliche Gesicht; denn er hatte sie mehrere Monate nicht gesehen und nur durch seine Schwester vernommen, daß sie den Winter über vielfach unwohl gewesen sei.

„Gelt, der Winter hat mich nicht jünger gemacht?“ lächelte die Mutter. „Siehst du die abscheulichen Falten? Und die Haare sind fast ganz weiß geworden — Kirchhofblümchen nennt man die weißen Haare.“

„Nun, sie stehen dir sehr gut, Mutter, und die Furchen wollen wir wieder glätten und dafür sorgen, daß die Wangen etwas voller werden und nochmals hübsche Röschen tragen“, sagte Abbe Montmoulin. „Ich habe gute Nachricht für dich! Laß mir noch ein paar Wochen Zeit, und dein Zimmer soll herrlich eingerichtet sein. Ich bin jetzt nicht übel bei Kasse. Aber nun hinaus! Wir müssen sofort einen Staatskaffee braunen — du, Charles, lauf rasch zum Bäcker, das dritte Haus links in der Dorfgasse, und bringe Weißbrot und ein Duzend Brezeln! Hast du Geld? Und du Julie, mußt du dessen der Großmama den Kaffee machen helfen.“

„O, ich kann allein Kaffee kochen, und

er soll ausgezeichnet werden“, sagte das Mädchen. „Wenn die alte Susanne nur Kaffee genug gemahlen in der Büchse hat!“ Der Knabe aber stürmte mit einem fröhlichen „Hurra, Brezeln!“ dem nahen Dorfe zu, während Julie, die schon einmal auf Besuch in St. Victoire gewesen war und sich in dem alten Kloster recht gut auskannte, munter die Treppe hinaufhüpfte. Kaum achtete sie des Wortes der Großmutter: „Binde dir eine Schürze um und schütze dein Sonntagskleidchen!“ Nach dem Befinden der guten Schwester sich erkundigend, geleitete der Priester dann die geliebte Mutter nach seinem Zimmer.

Inzwischen hatte Lofer in der Nähe des Zimmers spioniert, wozu ihm die vielen dunkeln Winkel im Korridor die beste Gelegenheit boten. Das alte Kloster bildete ein nach der Rückseite, dem Berge zu, offenes Hufeisen, dessen beide Seiten, links die Kirche und rechts ein ihr entsprechender Flügel, durch einen breitgestreckten Frontbau verbunden wurden. Die zweistöckige Vorderseitekehrte sich dem Dorfe und dem Tale zu. Der Pfarrer bewohnte das geräumige Zimmer auf der rechten Ecke des Frontbaues, wo die Korridore sich kreuzten, welche zur Kirche und zum rechten Seitenflügel führten. Wahrscheinlich war es in früherer Zeit die Wohnung der Äbtissin gewesen, die so rechts und links von sich, im Flügel der hl. Maria, wie der Mittelbau hieß, und im Flügel der hl. Magdalena, die beiden Korridore entlang die Doppelreihe der Zellentüren überblicken konnte. Ein kleineres Schlafzimmer, das man nur vom Wohnzimmer aus betreten konnte, stieß an letzteres; es war die einzige Zelle, in welche man nicht unmittelbar vom Korridor aus gelangte. Auf der andern Seite des Eckzimmers stieß keine Zelle an das Zimmer des Pfarrers, weil dort ein kleiner Durchgang gelassen war, um von einem Fenster etwas Licht in den Korridor zu bringen, indem die Fensterchen über den einzelnen Zellentüren namentlich den langen Gang des Mittelbaues nur ungenügend erhellen. Dem Zimmer des Pfarrers gegenüber befand sich, den Innenwinkel der beiden Flügel bildend, ein kleiner, dunkler Raum mit nur einem halben Fenster, aber mit je einer Tür in den Marien- und in den Magdalenenflügel. In diesem dunklen Raum, der wahrscheinlich vordem als Küche des Krankenzimmers diente, stand ein Herd, welcher für die Küche des

Pfarrers vollkommen ausreichte; die große alte Klosterküche befand sich in einer gewölbten Halle des Erdgeschosses. In die kleine Küche des Pfarrers war Lofer nach seinem Besuche bei Abbe Montmoulin getreten. Der dunkle Raum mit den beiden Türen und dem Fenster im innern Mauerwinkel der beiden Flügel schien ihm gut zu gefallen. Er sah sich alles genau an, und als er den Schlüsselbund auf den Küchentisch niederlegte, wie ihm der Pfarrer gesagt hatte, zog er auch die Schublade heraus und untersuchte ihren Inhalt. Ein langes sehr scharf geschliffenes Vorschneidemeser mit den Buchstaben F. M. auf einem kleinen silbernen Schilde am schwarzen Griff fiel ihm in die Augen. Er untersuchte mit dem Finger die Spitze und die Schneide und murmelte: „Scharf, haarscharf“; auch faßte er es wie einen Dolch in die Hand und machte damit einen Luftstoß. Dann legte er es sachte an seine Stelle und schloß die Schublade. „Wir werden es nicht nötig haben“, sagte er, „obwohl es vielleicht das einfachste wäre. Aber ich bin nun einmal nicht für blutige Arbeit.“

Da hörte er Abbe Montmoulin laut Grüße durch das Fenster rufen und gleich darauf den Korridor entlang nach der Treppe stürzen. In der sicheren Annahme, die Begrüßung werde einige Zeit in Anspruch nehmen, wagte er sich in das offene Zimmer des Pfarrers. „Verwünscht“, sagte er, „er hat schon alles weggeräumt. Aber da, da steckt ja der Schlüssel im Schreibpult — sehen wir doch einmal zu! Richtig, da liegt der ganze Schatz sauberlich in ein Tuch gewickelt und zum Forttragen ganz handlich eingepackt! Soll ich?“ Schon hatte er das Tuch ergriffen. Aber die Klugheit siegte einmal über die Leidenschaft. „Er würde es heute abend noch merken, und ich könnte den Gendarmen nicht entrinnen, sei kein Narr, Artur Lofer, der Schatz entgeht dir nicht. Aber die Sache muß besser vorbereitet sein.“ Damit zog er ungern die Hand von dem Tuche zurück und schloß das Schreibpult. „Den Schlüssel aber wollen wir doch mitnehmen; der kann uns die Sache wesentlich erleichtern; wenn er ihn vermisst, wird er denken, er habe ihn in der Eile verlegt oder verloren.“

Raum hatte Lofer den Schlüssel in die Westentasche geschoben und noch einen spähenden Blick in die Schlafkammer des Pfarrers geworfen, so huschte er wieder

über den Korridor in die dunkle Küche, und keinen Augenblick zu früh! Denn schon hörte er die kleine Julie singend die Treppe heraufkommen. Eilig entwich er durch die Türe in den Magdalenenflügel und gewann eine enge Wendeltreppe, die am Ende des Korridors in den unteren Stock führte. Dann zog er sich eine Weile in seine Wohnung zurück, die alte Pförtnerstube hart am Kloftertore, und schloß sich daselbst ein, um seinen Plan in aller Ruhe zu überlegen. Eine Stunde später sah man ihn reisefertig mit Hut und Stock, eine kleine Tasche um die Schulter, seine Stube verlassen. Die Türe derselben sperrte er ab und nahm den schweren, altmodischen Schlüssel mit sich.

Zunächst wandte er seine Schritte der „Goldenen Rose“ zu, einem Wirtshause im Dorf, das um diese Zeit des Sonntags gewöhnlich gut besucht war. Auch heute wimmelte es in der Schenkestube von Gästen, und Papa Carillon ging mit dem schwarzen Sammetmützchen auf seiner Glaze und der sauberen weißen Schürze geschäftig zwischen den Leuten hin und her, die fleißig rauchten, laut politisierten und dazu ihren Absinth oder auch ein Gläschen Wein tranken.

„Sieh da, unser Küster! Hat Sie unser Herr Pastor mit seiner Beichtpredigt von heute noch nicht bekehrt? Aber was sehe ich? Mit Hut und Stock und Tasche? Wo soll's denn heute noch hin?“ rief der Wirt dem Eintretenden zu.

„Nach Marseille mit dem Nachtzug“, antwortete Loser so laut, daß alle ihn hören mußten. „Habe eine kleine Erbschaft gemacht da droben in Lothringen, wo mir eine alte Tante gestorben ist — sehr reich! Nun, die Hauptsache haben natürlich die Pfaffen an sich gebracht; denn die gute, einfältige Seele gehörte zu den Frommen. Aber so eine Kleinigkeit von 40 000 bis 50 000 Franken sind doch noch für den gottlosen Neffen abgefallen. Da wollen jetzt diese Teufel von Preußen, welche den Artur Loser natürlich noch in lebhaftem Andenken haben, dem Franktireur, der ihnen bei Barle-Duc eine Feldpost mit so und so viel Tausenden weggeschnappt hat und die Brücke von Fontenay vor der Nase in die Luft sprengte, das Geld nicht ausliefern! Ich muß deshalb mit einem Rechtsanwalt reden, und es kann wohl bis nächsten Sonntag dauern, daß ich wieder zurückkomme.“

Diese Nachricht fiel selbstverständlich wie

eine Bombe in die Wirtshausgesellschaft. Man beglückwünschte Loser zu der Erbschaft; man schrie, er solle sich sofort an den Präseften von Marseille, an den Präsidenten der Republik, an das Parlament wenden. Man müsse den Preußen den Krieg erklären, wenn sie das Geld binnen 24 Stunden nicht bis auf den letzten Heller ausbezahlten. Loser begann zu fürchten, daß er den Schuß überladen habe, und beschwor die guten Leute, sie möchten in seinem Interesse bis auf weitere Kunde ruhig sein; die Berliner würden schon klein beigeben, sobald sie von einem französischen Rechtsanwalt eine bündige Zuschrift erhalten hätten. Dann zog er den Schlüssel seiner Wohnung samt dem Tor Schlüssel des Klosters hervor und übergab sie dem Wirt mit der Bitte, dieselben bis zu seiner Rückkehr zu verwahren. Damit wollte sich der Bursche empfehlen. Aber Herr Carillon ließ ihn so nicht gehen.

„Zeit genug für den Nachtzug nach Marseille!“ rief er. „Herr Loser, Sie müssen mir erst die Ehre erweisen, auf Ihr Wohl und auf die glückliche Abwicklung der Erbschaftsangelegenheit ein Glas Wein mit mir und meinen Gästen zu trinken. Ich habe sie immer für einen Patrioten gehalten, Herr Loser, für einen Helden, dem die glorreiche Narbe im Gesichte eine ruhmreichere Zier ist als dem Präseften des Departements, der niemals einem Feinde entgegentrat, der Großordon der Ehrenlegion! Ich habe Sie immer für einen Ehrenmann gehalten, Herr Loser, den das blinde Schicksal nicht nach seinem Verdienste behandelt hat, für einen aufgeklärten Mann, Herr Loser, den es gezwungen hat, äußerlich dem Klerikalismus, dem Fanatismus zu dienen, während sein erleuchteter Geist über die Finsternis des Aberglaubens triumphierte. Herr Loser, das blinde Schicksal hat endlich Ihren Wert erkannt. Sie werden als wohlhabender, als reicher Mann unser bescheidenes Dorf wahrscheinlich nicht mehr mit Ihrer Gegenwart beglücken; Sie werden anderswo eine Lebensstellung erhalten, eine Laufbahn, die Ihrem Genie gestattet, sich naturgemäß zum Wohle Ihrer Mitbürger, zum Heile des Vaterlandes zu entfalten. — Herr Loser, vergessen Sie in Ihrem Glücke, oder um mich besser auszudrücken, auf den Sonnenhöhen Ihres Lebens Ihre alten Freunde von St. Victoire nicht! Herr Loser, gestatten Sie, daß ich dieses Glas auf Ihr Wohl trinke!“

Niemals hatte man früher in „Herrn Lofer“ ein anderes Genie entdeckt als das eines lieberlichen und gottlosen Lasterers; jetzt aber stimmten alle lärmend in das Hoch ein und gratulierten dem Küster zu seinem Glücke und seiner künftigen Größe, sowie Herrn Carillon zu seiner prachtvollen Rede. Der Wirt war auch nicht wenig mit seiner rhetorischen Leistung zufrieden und schüttelte allen Gästen die Hand. Dann nahm er an der Spitze des Tisches neben Lofer Platz, und die Dämmerung brach herein, ehe der Küster die „Goldene Rose“ verließ und, von einigen Burtschen bis Quatre Bras begleitet, den nächsten Weg nach Aiz einschlug.

Drittes Kapitel

Frohe Pläne und trübe Ahnungen

Abbe Montmoulin hatte seine alte Mutter zum großen Lehnstuhl geführt und sich von ihr über sein Befinden und seine jetzigen Verhältnisse gründlich ausfragen lassen. Das Ergebnis war im ganzen zufriedenstellend. Der Sohn sah zwar etwas blaß und mager, aber doch nicht krank aus. Er müsse sich mehr schonen, predigte ihm die gute Frau vor, müsse sich viel mehr schonen, dürste nicht in die Nacht hinein studieren und sollte ja nicht fasten. Der Abbe lächelte zu diesen mütterlichen Ermahnungen und beruhigte sie mit der Versicherung, daß er sich ganz gesund und kräftig fühle. „Abriegenß kannst du ja in Zukunft selber überwachen“, fügte er bei. „Sobald du etwas ausgeruht hast und wir eine Tasse Kaffee getrunken haben, wollen wir zusammen die Zellen auswählen, welche ich dir zur Wohnung einrichten werde.“

„Nein, gleich“, rief Frau Montmoulin. „Ich bin gar nicht müde; zudem sind nachher die Kinder da, und dann kann man kein vernünftiges Wort mehr reden. Natürlich wünsche ich möglichst nahe bei dir zu wohnen.“

Der Abbe führte also seine Mutter zuerst in die beiden nächsten Zellen des Magdalenenflügels, die nur durch den kleinen Gang, welcher das Fensterlicht in den Korridor fallen ließ, von seiner Wohnung getrennt waren. Die Zellen boten einen freundlichen Ausblick in die Berge und waren verhältnismäßig noch recht gut im Stande. Dennoch wählte die Mutter die beiden Zellen im Mittelflügel, weil dieselben unmittelbar an das Schlafzimmer ihres Sohnes stießen. „Es ist für alle Fälle“, sagte sie. „Wir

Alten müssen ernstlich an den Tod denken, und hier brauche ich nur an die Wand zu klopfen, wenn mir einmal etwas zustoßen sollte. Und sieh, welche schöne Aussicht die Fenster ins Tal und bis zur St. Baume bieten!“

„Nun, wie du willst, Mutter! Die andern Zellen sind etwas größer und luftiger. Aber wir wollen auch diese recht hübsch herrichten, die Decke soll frisch getüncht, die Wände sollen nett tapeziert werden. Ich habe mir schon einige Muster kommen lassen, und du sollst wählen. Morgen bestelle ich den Maurer und Tapezierer, und Mittfasten kannst du bei mir einziehen. Dann sollst du ruhige, schöne Tage haben nach all den harten Zeiten, mit denen der liebe Gott dich prüfen wollte.“

„Du guter Francois!“ rief die glückliche Mutter und wischte sich verstohlen eine Träne aus den Augen. „An deiner Liebe habe ich nie gezweifelt. Aber wie wirst du das alles bei deinem kargen Einkommen bestreiten?“

„Da sei unbesorgt, Mutter! Sieh, Madame Blanchard, die Präsidentin des St. Joseph-Vereins, ist eine wohlhabende und sehr wohlthätige Witwe, etwa in deinem Alter. Sie freut sich darauf, deine Bekanntschaft zu machen, und du wirst manches Stündchen beim Stricken für die Armen mit ihr verplaudern. Nun, diese vortreffliche Frau hatte den guten Einfall, mir ein hübsches rundes Stümchen zu besserer Einrichtung und zur Vermehrung meiner gar zu ärmlichen Bibliothek zu schenken. Also nur keine Sorgen, Mütterchen, und jetzt komm, der Kaffee scheint fertig; ich höre Julie rufen!“

Sie traten in die dunkle Küche, wo das Mädchen eben das siedende Wasser auf den Kaffee goß und fröhlich rief: „Er wird prächtig, du sollst sehen, Großmama! Aber der Tisch ist ja noch nicht gedeckt, und so viele Bücher liegen darauf, und Charles ist vom Bäcker noch nicht zurück! Geschwind helfst mir!“

Und so wurden die Bücher beiseite geräumt, ein reines Tuch über den Tisch gespreitet und die Tassen aufgestellt. „Die mit dem Goldbrand für den Onkel, die mit dem Spruchband für Großmama, die mit dem Blümchen für mich, und aus der andern, die einen Sprung hat, kann Charles trinken“, sagte das Mädchen. „Wenn nur der ungeschickte Junge mit dem Brote endlich da wäre!“

„Da kommt er ja schon“, rief Charles.

eben mit einer mächtiger Tüte voll Brezeln und einem Laib Weißbrot unter dem Arm durch die Türe tretend. „Und er ist gar so ungeschickt nicht! Hier, Onkel, ist das Geld, das mir der Bäcker herausgab, und er sagte, ein Sou davon gehöre mir.“

„Und dafür willst du dir Zuckerzeug kaufen, Charles?“ fragte der Abbe lächelnd, ihm ein Zweisoustück reichend.

„Nein, Onkel! Das stecke ich in die Sammelbüchse für die Heidenkinder, damit schon recht viele getauft sind, wenn ich einmal als Missionär nach den fernen Inseln komme, von denen du mir erzählst hast.“

„Brav, Charles! Dafür sollst du noch zwei weitere Souds haben“, sagte der Pfarrer.

„Mir, bitte, auch zwei Souds für den würzigen Kaffee, den ich gekocht habe“, bat das Mädchen.

„Das ist nur billig“, lächelte der Onkel. „Und du willst sie auch in die Sammelbüchse stecken?“

„Ach, mein Gott, ich werde ja doch nicht nach den Inseln zu den schrecklichen Menschenfressern gehen — einen viel leicht!“

„Gut, gut“, lachte der Abbe, „und nun hole uns deinen herrlichen Kaffee herein!“ Bald saßen die vier um den Tisch und tranken das duftende Gebräu, das sich wirklich als vortrefflich erwies, und knupperten die frachenden Brezeln. „Ich bekomme eine mehr als du, Julie, weil ich sie geholt habe und du die schönere Tasse hast“, sagte der muntere Knabe. „Ganz gut“, entschied der Onkel, „du eine Brezel mehr und Julie eine Tasse mehr — Gerechtigkeit muß sein! Und wenn ihr fertig seid, dann dürft ihr zusammen alle Zellen durchstöbern und euch jetzt schon eine Schlafkammer für die Ferien wählen, die ihr natürlich hier bei Großmama und mir zubringen werdet.“

„Hurra! Das gibt eine Freude!“ rief Charles. „Geschwind, Julie, trink aus!“ „Ja, ich will mit dir gehen; aber du mußt bei mir bleiben; denn ich fürchte mich allein in den dunkeln Gängen und öden Zellen“, sagte das Mädchen. „Aber ein eigenes Schlafzimmer für mich brauche ich nicht. Nicht wahr, Großmama, du läßt mich in den Ferien bei dir schlafen; denn ich würde vor Schrecken sterben, wenn ich hier in der Nacht allein wäre. Weißt du, die letzten Nonnen, die hier gelebt haben, sind alle an einem

Tage so schrecklich guillotiniert worden, 22 zusammen, hier im Klosterhof. Und die alte Susanne hat gesagt, sie zögen jetzt noch manchmal im Mondschein in Prozession durch die Gänge, jede den abgeschnittenen Kopf in den Händen — puh! Und das ist auch der Grund, weshalb sie drüben in der „Olive“ schläft — nicht um alles in der Welt würde sie eine Nacht hier zubringen, sagt sie.“

„So einfältiges Zeug sollte die alte Susanne nicht erzählen, Kind“, entgegnete der Pfarrer. „Die braven Nonnen wurden auch nicht hier hingerichtet, sondern auf dem Marktplatz in Nir, und sie werden dir gewiß kein Leid zufügen; denn sie sind Heilige im Himmel. Man hat sie hingerichtet, weil sie für den guten König Ludwig XVI. gebetet haben, der auch wie ein Heiliger gestorben ist.“

Die Kinder hatten nun ausgetrunken und unternahmen ihre Forschungsreise durch das alte Kloster, während Mutter und Sohn in traulichem Gespräche beisammen saßen und von der traurigen Vergangenheit wie von der besseren Zukunft redeten, welche jetzt für sie zu hoffen war.

„Ich weiß nicht“, sagte endlich Frau Montmoulin, „ist es der Eindruck dieses fast unbewohnten Klosters oder die Nachwirkung vergangener Prüfungen — fast kann ich nicht an frohe Tage glauben, welche jetzt in meinen alten Tagen kommen sollen. Es ist mir zu Mute, als ob irgend ein neues Unheil über unserem Haupte schwebte.“

„Wir stehen freilich immer in Gottes Hand“, entgegnete der Sohn, „und wenn er uns neue Prüfungen schicken sollte, wollen wir sie mit seiner Gnade tragen. Aber gerade jetzt sehe ich wirklich keinen Grund, uns zu ängstigen. Meine Stellung hier ist gut; die Mehrzahl der Gemeinde liebt mich; persönliche Feinde habe ich nicht. Die Widersacher der Kirche sind mir natürlich nicht grün; aber was können sie mir schaden, wenn ich getreu meine Pflicht erfülle? Abgesehen mische ich mich ja auch nicht in rein politische Angelegenheiten. Meine geistlichen Obern sind mir gewogen, und noch gestern erhielt ich vom Herrn Generalvikar ein sehr anerkennendes Schreiben wegen meiner Aufsätze im Pastoralblatt — ich sage das, um dich zu beruhigen. Er bot mir sogar einen recht gut besoldeten Lehrstuhl im großen Seminar an; aber ich ziehe es vor, hier auf dem Lande ruhig der Seelsorge und meinen Stu-

dien zu leben. Im Seminar müßte ich auch die Freude entbehren, dich bei mir zu haben und dir ein wenig die Sorgen und Entbehrungen zu vergelten, welche du während der langen Studienjahre um mich erdulden müßtest. Also, sei guten Mutes, Mütterchen!"

In diesem Augenblicke klingelte die Hausschelle und Abbe Montmoulin schaute durch das Fenster, wer es sei. Ein Knabe in der Tracht der Bergbewohner stand an der Klosterpforte, die Loser beim Fortgehen hinter sich gezogen hatte, und winkte, daß man ihm öffne. „Wahrscheinlich ruft man mich zu einem Kranken“, sagte der Pfarrer, fast ein wenig ungeduldig; „so etwas kommt immer zu möglichst ungelegener Zeit.“ Er rief in den Korridor, Charles möge hinabgehen und die Türe öffnen, und nach einigen Minuten kamen die beiden Kinder mit dem Boten, der wirklich den Geistlichen in einen der entlegensten Höfe des Gebirges rief.

„Mutter hat gesagt, der Herr Pfarrer möge doch recht rasch laufen; der Vater sterbe sonst, bevor er das heilige Öl und den Fronleichnam empfangen habe“, schloß der Knabe schluchzend seinen unzusammenhängenden Bericht. „Er ist plötzlich vom Stuhl gefallen, während wir zusammen das Vesperbrot genossen, und seither redet er kein verständliches Wort, sondern laßt nur so wie der Großknecht, wenn er betrunken ist, und doch hat der Vater nichts getrunken als eine Schale saure Milch. Ach, Herr Pfarrer, kommt doch, kommt doch!“

„Gewiß, liebes Kind! Der Vater scheint von einem Schlaganfall getroffen zu sein. Hoffentlich nicht so schlimm! Das geht manchmal gut vorüber“, tröstete der Pfarrer. „Aber ich werde sofort kommen. Mutter, du siehst, ich muß Abschied von dir nehmen. Allein da fällt mir das Geld der Madame Blanchard ein! Ich darf doch das Haus nicht ganz unbewacht zurücklassen. Heiliger Joseph, gib mir einen guten Rat! Ich kann das Geld nicht erst eine Viertelstunde weit zum Bürgermeister tragen oder irgend einen Nachbarn als Wächter herbitten; das gäbe eine viel zu lange Auseinandersetzung, und der Kranke könnte unterdessen zehnmal sterben! Und das ewige Heil des Kranken, das möglicherweise auf dem Spiele steht, geht der Sicherheit dieser Summe vor. Doch da kommt mir ein Gedanke — Mutter, du könntest mir einen Gefallen tun, wenn du die Nacht

mit den Kindern hier bliebest. Ich habe nämlich eine große Summe hier im Schreibpulte in Verwahrung, und diese lasse ich begreiflich nicht gerne ohne jede Aufsicht im leeren Hause. Richtet euch für diese Nacht ein, wie ihr wollt — ich muß jetzt meiner Pflicht als Seelsorger nachkommen!“

„Gern will ich hier bleiben“, sagte die Frau erschrocken. „Doch dann wäre es wohl besser, wir würden die Summe in deinem Schlafzimmer unterbringen, in dem wir uns einschließen können und das viel geschützter ist als die Stube.“

„Gut. Macht das wie ihr wollt. Da ist der Schlüssel — aber wo habe ich ihn denn nur hingesteckt? Ich hatte ihn in der Hand, als ihr ankamet. Einerlei. Ich habe jetzt keine Zeit zum Suchen. Wir wollen das ganze Schreibpult, das nicht schwer ist, rasch ins Schlafzimmer stellen.“ Da fuhr dem Abbe plötzlich ein Verdacht durch die Seele. „Sollte Loser —?“ und er rief: „Erst müssen wir uns überzeugen, ob die Summe noch an Ort und Stelle ist. Geschwind, Charles, das Schlüsseltchen meines Kleiderspindes in der Schlafkammer! Es schließt das Pult ebenfalls auf.“

Die paar Sekunden wurden dem Abbe lang; aber endlich öffnete sich das Pult, und er sah das Tuch, in welches er die große Summe gewickelt hatte, mit einem Seufzer der Erleichterung richtig an seiner Stelle. „Das war also wieder ein falscher Verdacht!“ sagte er zu sich. „Und jetzt wollen wir keinen Augenblick mehr verlieren! Du, Benoit, kommst mit in die Sakristei, wo ich das heilige Öl, und in die Kirche, wo ich das hochwürdigste Gut hole, und du wirfst die Laterne vortragen. Du Charles, nimmst die Kirchenschlüssel, die in der Küche auf dem Tische liegen, und schließt hinter uns die Kirchentüre; den Hausschlüssel habe ich in der Tasche. Und du, Mutter, richtest dich hier ein nach Gutbefinden. Wie weit ist es von hier zu eurem Hofe?“

„O, Herr Pfarrer, ich laufe es in einer Stunde!“

„Ja, du springst aber wie eine Gemse und nimmst Wege, die für mich bei Nacht ungangbar sind! Es kann schon Mitternacht, ja es kann Morgen werden, bis ich zurückkomme. Geht also ruhig zu Bett und legt mir hier nur eine wollene Decke zurecht. Ich habe schon oft so im Lehnstuhl geschlafen. Und nun Gott befohlen. Mögen seine heiligen Engel über uns alle wachen!“

Damit eilte Abbe Montmoulin mit den beiden Knaben durch den jetzt schon beinahe ganz dunklen Korridor nach der Kirche. Von einem Oratorium, das am Ende des Korridors Ausblick auf das Chor und das Tabernakel bot, vor welchem die Ewige Lampe brannte, führte eine enge Wendeltreppe in die Sakristei hinab. Da schob der Priester in aller Eile die Krankenagende und das heilige Öl in eine am Halse tragbare Urse und trat dann an den Altar, wo er aus dem Speisefelche eine heilige Hostie in die kleine vergoldete Krankenphryis legte. Benoit schritt nun mit der brennenden Laterne vor dem Priester her, welcher mit großer Ehrfurcht seinen unter den eucharistischen Gestalten verborgenen Gott und künftigen Richter an der Brust trug, und Charles folgte, andächtig betend, bis zur Kirchentüre. Diese schloß er sorgfältig hinter den in die Dämmerung Hinausschreitenden ab.

Dann ging der Knabe durch die fast dunkle Kirche, in welcher nur das Ewige Licht einen unsichern Schein verbreitete, nach der Sakristei zurück. In der Kirche fürchtete er sich nicht sehr; er schaute nach dem Tabernakel und sagte zu sich: „Da wohnt der liebe Gott.“ In der Sakristei aber befiel ihn eine große Angst, und er konnte sich nicht entschließen, ohne Licht die dunkle Wendeltreppe in das alte Oratorium hinaufzusteigen, aus dem man in den Korridor und durch diesen zur Wohnung des Pfarrers zurück gelangte. Er erinnerte sich, daß neben dem Meßbuche auf dem Altare eine Kerze stehe; diese zündete er an der Ewigen Lampe an und wagte nun, seinen ganzen Mut zusammennehmend, die Wendeltreppe zu betreten. Mit der Hand das Licht schützend, stieg er sie rasch hinan und trat auf halber Höhe der Treppe durch eine Türe, die er beim Hinabsteigen nicht bemerkt hatte und jetzt irrtümlich für die Türe des Oratoriums hielt. Sie führte in eine Nebenkammer der Sakristei, in welcher man allerlei Gerätschaften, Gestelle, Prozessionskreuze, überzählige Leuchter usw. aufbewahrte, die man von Zeit zu Zeit für die Kirche brauchte. Das erste, was dem Knaben, der schon so kaum seine Angst bemeisterte, in die Augen fiel, war das Bahrtuch und ein auf schwarzem Grund gemalter Totenschädel. Mit einem Schrei ließ Charles die Kerze fallen, die sofort erlosch, und stürmte nun die Treppe hinan ins Oratorium und durch den dunklen Korridor zum Wohn-

zimmer des Pfarrers.

Mit Mühe nur konnte die Großmutter die Aufregung ihres Enkels beruhigen; leichenbläß und an allen Gliedern zitternd behauptete er, es sei ihm ein Toter erschienen. Auch das Mädchen war durch diese Erzählung so erschreckt, daß es weinend in die Großmutter drang, sie wollten nach Hause gehen. Gerne wäre Frau Montmoulin, auf welche das öde Kloster ebenfalls einen unheimlichen Eindruck machte, dem Wunsche der Kinder nachgekommen. Aber sie hatte ihrem Sohne versprochen, das Haus und die große Geldsumme zu hüten. So entschloß sie sich, die Kinder nach Quatre Bras zu schicken, wo sie Herr Le Noir noch treffen mußten, und in Gottes Namen allein im Hause zu übernachten. „Geschwind“, sagte sie, „laßt miteinander den Berg hinab zu dem Wirtshaus, wo wir abstiegen. Ihr könnt den Weg ja nicht verfehlen, und bittet Herrn Le Noir recht schön, euch mitzunehmen. Sagt ihm, ich müßte das Haus hüten; von dem vielen Gelde aber sagt nichts.“

So steckte sie den Kindern die Tasche noch voll Brezeln, die auf dem Tische standen, band ihnen die Halstücher zu recht und führte sie durch den dunklen Korridor und die Haupttreppe zum Tore. Da küßte sie die beiden noch einmal und schaute ihnen nach, wie sie Hand in Hand davontrippelten. Als sie in der Dorf-gasse verschwanden, schloß sie das Tor und kehrte schweren Herzens in die Wohnung ihres Sohnes zurück.

„Fast fürchte ich mich ebenso wie der kleine Charles“, sagte sie und begann den Tisch abzuräumen. Hierauf nahm sie das Tuch mit dem Gelde aus dem Schreibpult. „So schwer!“ sagte sie und konnte es sich nicht versagen, dasselbe loszuknüpfen, um einen Blick auf den Inhalt zu werfen. In ihrem Leben hatte die gute Frau so viel Geld nicht beisammen gesehen, so viel Gold und Silber und einen ganzen Stoß Bankscheine. Sie erschrad und schaute unwillkürlich nach der Türe zurück, ob dieselbe auch geschlossen sei; dann band sie das Tuch hastig wieder zusammen und trug es in das Schlafgemach, wo sie es im Bette ihres Sohnes verbarg. „Wenn das nur gut geht!“ seufzte sie. „Würde ein schlechter Mensch, daß ich allein mit so viel Geld in diesem einsamen Kloster wäre — ich will nicht weiter darüber nachdenken, aber es könnte ein schreckliches Unglück geben!“

Hierauf begann die Frau im Wohnzimmer auf und ab gehend für die armen Seelen den Rosenkranz zu beten, während die Dämmerung langsam in Nacht überging. Sie zündete keine Kerze an und faßte den Entschluß, sich angekleidet auf das Bett ihres Sohnes zu legen und dessen Rückkehr wachend zu erwarten. So zog sie sich wirklich in das Schlafgemach zurück und schob den Nachtriegel der Türe vor, welche den einzigen Zugang bildete; die Türe des Wohnzimmers aber hatte sie nicht abgeschlossen, damit der heimkehrende Sohn ungehindert eintreten könne. Lange lag sie schlaflos auf dem Lager; endlich fiel sie doch in einen Halbschlummer. Ein scharfer Windstoß, der am Fenster rüttelte, weckte sie, und sie sprang auf. Hatte jemand durch das Fenster einbrechen wollen? Nein, das Wetter hatte sich plötzlich geändert. Der „Mistral“, der scharfe Nordostwind, der das Rhonethal hinabsegelnd so oft den frühen provencalischen Frühling mit kalten Regengüssen und rauhem Wetter stört, hatte den lauen Süd über's Mittelmeer zurückgejagt und überzog jetzt den Himmel mit dunklem Regengewölk. Schon trieb er die ersten Tropfen klatschend an die Scheiben. „Armer Francois!“ klagte die Mutter. „Wenn er sich nur nicht eine schlimme Krankheit holt in diesem schrecklichen Wetter!“ Dann machte sie Licht und sah nach der Wanduhr; es ging auf elf. Sie legte sich abermals aufs Bett, und nach einiger Zeit geriet sie aufs neue in eine Art Halbschlaf. Plötzlich wurde sie wieder wach, diesmal durch ein eigentümliches Geräusch, das vom Wohnzimmer her zu kommen schien. Es war, als ob jemand die Türe des Schlafzimmers zu öffnen versuche.

„Bist du es, Francois?“ rief Frau Montmoulin.
Sofort war alles still. „Ich muß mich getäuscht haben“, sagte sie und fiel nun in einen tiefen Schlaf, der bis zum Morgen dauerte.

Viertes Kapitel Ein verbrecherischer Anschlag

Lofer war fast zu gleicher Zeit mit den beiden Kindern beim Wirtshaus von Quatre Bras eingetroffen und eben, wie Charles, von Julie oft unterbrochen, dem Bäckermeister Le Noir einen nicht sehr klaren Bericht abstattete, weshalb die Großmutter heute nacht im Kloster bleibe, ihn aber mit dem Schwesterchen

nach Aix schicke. Aber den „Toten“, der seinem kleinen Freunde „ganz gewiß erschienen“ sei, schüttelte der nüchterne Bäckermeister unglaublich den Kopf. Daß die beiden kleinen Leute Angst hätten, in dem alten Kloster zu übernachten, sagte er sich, sei allerdings ein Grund für sie, nach Aix zurückzukehren; aber das erkläre ihm keineswegs das Zurückbleiben der Großmutter.

„Ja“, sagte Charles, „der Onkel hat viel, viel Geld im Schreibpult —“

„Das sollen wir ja gar nicht sagen“, fuhr hier Julie dem Bruder dazwischen. „O, warum denn nicht? Herr Le Noir wird es doch nicht stehlen!“ rief der Knabe.

„Du hast recht! Das werde ich nicht tun“, entgegnete der Bäckermeister. „Und nun geschwind, steig auf! Diesmal seht ihr euch rechts und links von mir auf die Vorderbank, und ihr sollt sehen, wie mein Brauner läuft. — Ja, jetzt begreife ich, weshalb eure Großmutter euch allein nach Hause schickt. Aber sie hat mir doch heute Morgen gesagt, ihr Sohn, euer Herr Onkel — doch einerlei, das geht mich nichts an! — Was wünschen Sie, mein Herr?“

Die letzte Frage war an Lofer gerichtet, welcher nahe genug gestanden hatte, daß er das Gespräch der Hauptsache nach auffangen konnte, und welcher nun, als eben das Pferd anziehen wollte, rasch an das Fuhrwerk herantrat mit der Bitte, ob er für eine kleine Vergütung nicht mit nach Aix fahren dürfe.

„Wie kommen Sie zu dieser famosen Narbe quer über die Nase?“ fragte etwas mißtrauisch der Bäckermeister.

„Die verdanke ich einem ver . . . preussischen Husarensäbel im letzten Kriege!“ lautete die Antwort.

„Dann steigen Sie ein, Herr, und zwar zu mir auf die Vorderbank. Das müssen Sie mir ausführlich erzählen. Charles, mach dem Herrn Platz! Siehst du, die heldenmütigen Verteidiger des Vaterlands muß man allzeit ehren.“

So setzte sich Lofer auf den Platz, den Frau Montmoulin vor einigen Stunden eingenommen hatte, und erzählte dem gutmütigen Bäckermeister so viele Heldentaten, die er angeblich im letzten Kriege verrichtet, daß er dessen Herz völlig eroberte. Herr Le Noir machte sogar in Aix einen bedeutenden Umweg, um den Helden mit der Narbe am Bahnhofe absteigen zu lassen. Weit entfernt, die kleine Vergütung von demselben anzu-

nehmen, trat er sogar mit ihm an das Büffet, bestellte für beide ein Glas Bordeaux und trank auf das Wohl des heldenmütigen Vaterlandsverteidigers. Dann schüttelte er Loser die Hand und hörte noch, wie derselbe an den Schalter tretend mit lauter Stimme eine Fahrkarte nach Marseille verlangte, und wie man ihm erwiderte, es sei noch eine Stunde zu früh. Eine Viertelstunde später setzte Herr Le Noir die beiden Kinder am Hause ihrer Mutter ab und kehrte dann in gehobener Stimmung heim, den ganzen Abend von den Heldentaten dieses tapfern Lothringers mit der großen Narbe erzählend.

Inzwischen war Loser abermals an das Büffet getreten und hatte eine Reiseflasche voll Cognac nebst Mundvorrat gekauft, den er in seinen Taschen unterbrachte, war dann durch die Wartesäle geschlendert, wo er sich ebenfalls möglichst bemerklich machte, und hatte endlich nach Wiederholtem Anfragen seine Fahrkarte erhalten. Ärgerlich hatte der Beamte dem Manne mit der großen Narbe bemerkt, er solle sich einen Extrazug nehmen, wenn er so in Eile sei, und Loser hatte lachend geantwortet, wenn der Herr ihm das Geld vorstrecke, nehme er das Anerbieten eines Extrazuges mit Freuden an, da ihm allerdings viel daran liege, möglichst rasch nach Marseille zu kommen. Nun nach einer weiteren Viertelstunde und nachdem Loser abermals eine Reihe von Angestellten mit Fragen behelligt hatte, wurde der Marjeiller Zug endlich abgerufen, und der Rüster drängte sich mit einer Schar anderer Passagiere nach den Wagen des überfüllten Zuges. „Weiter hinten ist noch Platz!“ riefen die Schaffner, und er eilte mit andern von dem hell erleuchteten Bahnsteige nach der angegebenen Richtung wo nur wenige Lampen brannten. „Geschwind!“ rief ein Schaffner, „hier ist noch Platz“, und schob den Rüster, dessen Narbe ihm ebenfalls auffiel, das Billet coupierend, in einen der letzten Wagen. „Wir haben heute wenig Zeit“, sagte der Mann und schloß hinter Loser und anderen Neueingestiegenen den Wagen. Dann eilte er an eine andere Tür, die Billette abfordernd. Schon zog pfeifend die Lokomotive an. Während aber die Leute in dem überfüllten Coupe sich einen Platz zu erobern suchten, huschte Loser in dem Wirrwarr unbemerkt aus dem Zuge, der sich langsam in Bewegung setzte, und es gelang

ihm, zwischen den Wagenreihen anderer Züge, ohne Aufsehen zu erregen, im Dunkel zu verschwinden.

„So“, sagte er aufatmend, „das ist ja alles nach Wunsch gegangen! Und nun soll mir jemand beweisen, ich sei heute nacht in St. Victoire gewesen. Wenigstens zwei Duzend Zeugen will ich stellen, daß ich mit dem Nachtzug nach Marseille fuhr. Es wird sich zwar kein Schaffner des Zuges erinnern, mich auf der Fahrt gesehen zu haben; aber das bedeutet bei einem so überfüllten Zuge wenig. Jedenfalls kann der erste Verdacht nicht auf mich fallen, und inzwischen bin ich mit dem Gelde über alle Berge. Es handelt sich jetzt nur darum, ungeesehen nach St. Victoire zurückzukommen. 9 Uhr“, bemerkte er noch mit einem Blicke auf die erleuchtete Bahnhofsfuhr; „ich kann bis Mitternacht leicht im Kloster und lange vor Tagesanbruch mit meiner Beute in Sicherheit sein.“ Dann wandte er sich den fast dunklen Gassen der Vorstadt zu und erreichte unbeachtet das Freie.

Die offene Straße vermeidend, eilte Loser rüstigen Schrittes nach St. Victoire zurück. Er hatte das Dorf beinahe erreicht, als der Mistral den ersten Regenschauer brachte. Unter einem offenen Schuppen suchte er Schutz und wollte etwas besseres Wetter abwarten. Als aber die Kirchenuhr 12 Uhr schlug, sagte er sich: „Ein paar Regentropfen ist die Beute wohl wert!“ und schlich durch Sturm und Regen dem alten Kloster zu. „Ein Gutes hat das Unwetter“, tröstete er sich, „ich werde keinem Menschen in der Dorfgasse begegnen.“

Wirklich kam er ungeesehen an das weitläufige Gebäude, schlich sich um dasselbe herum zu einem Gartenpförtchen, das immer offen stand, und kam so an die hohe Mauer, welche das von Kirche und Kloster auf drei Seiten umschlossene Viereck absperrte. Das Tor, welches hier vom Garten in den Klosterhof führte, war freilich immer geschlossen und versperrte den Weg zum Kreuzgang und zur Hintertüre. Doch das kümmerte Loser wenig; wußte er doch an der Schmalseite des Erdgeschosses ein zerbrochenes Fenster, durch welches er vom Garten aus mit leichter Mühe in die alte große Klosterküche einsteigen konnte, die jetzt zeitweilig als Ölpresse benutzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)